

Sächsische Dorfzeitung.

Ein unterhaltendes Wochenblatt
für den Bürger und Landmann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verleger Heinrich und Walther.

Dieses Wochenblatt kostet nebst dem Beiblatt „Der Dampfwagen“ 12 $\frac{1}{2}$ Ngr. oder 10 gGr. vierteljährlich. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Vierteljährlich wird eine Lithographie beigegeben. Etwaige Beiträge werden unter der Adresse: „An die Expedition der S. Dorfz. in Dresden“ erbeten. Inserate, welche in dem Beiblatt die weiteste Verbreitung finden, erbitten wir unter gleicher Adresse oder durch die Buchhandlung von Fr. Fleischer in Leipzig. Insertionsgebühren 1 Ngr. für die Zeile oder deren Raum.

Politische Weltschau.

Großbritannien. Die Debatten über die Zollreform sind noch immer nicht zu Ende, doch gestaltet sich das Terrain für Sir R. Peel immer günstiger, und er darf des Sieges vollkommen gewiß sein.

Schon mehrfach wurden die verderblichen Folgen des Puseyismus erwähnt, dieselben sind auch jetzt noch, besonders an der Universität Oxford, wo Pusey wirkte, bemerkbar; vorige Woche trat das 33ste Mitglied der genannten Lehranstalt von der englischen zur römisch-katholischen Kirche über.

Welche ungeheueren Summen in England die Eisenbahnbauten verschlingen, ist u. A. daraus zu ersehen, daß zu den projectirten Bahnen, welche jetzt der Bewilligung des Parlaments unterliegen, die erforderlichen 10 Procent des ganzen Anschlags im Betrage von 14,925,747 Pf. St. eingezahlt worden sind. Die Gesamtsumme sämtlicher Eisenbahnbauten, deren Genehmigung von gegenwärtiger Session verlangt wird, beträgt demnach die ungeheuerere Summe von 149,257,470 Pf. St.

Spanien. Das Ministerium ist plötzlich abgetreten. Dieses unerwartete Ereigniß schreibt man den Intriguen der Hofpartei und des General Narvaez zu. Letzterer fand nämlich bei seinen zeitherigen Kollegen wegen der beabsichtigten Vermählung der jungen Königin mit dem Grafen von Trapani bedeutenden Widerspruch, und in Folge dessen suchte man die Minister auf die Seite zu schaffen, was auch nach verschiedenen Wandres gelang. Es ist bereits ein neues Ministerium gebildet, doch bleibt es ungewiß, ob sich selbiges wird halten können, da die Bank von San Fernando bereits erklärt hat, daß sie nicht geneigt sei, der neuen Verwaltung den unter dem vorigen Ministerium zugesagten monatlichen Zuschuß von 100 Mill. zu machen. Narvaez, der zeitherige Kriegsminister, welcher, wie schon bemerkt, bei der Veränderung des Cabinets am thätigsten wirkte,

Achter Jahrg. I. Quartal.

ist zur Belohnung dafür zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden.

Frankreich. Dem Kriegsminister Soult ist das Treiben des Marschall Bugeaud in Algerien nun doch zu arg geworden; er hat erklärt, er wolle lieber selbst auf seine alten Tage nach Algier gehen und den Säbel ziehen, als den Marschall Bugeaud noch länger dort wirthschaften lassen. Der König, welcher es weder mit Soult, noch mit Bugeaud verderben möchte, hat nun seinen Sohn, den Herzog von Nemours, nach Algier geschickt, um den Generalstatthalter wo möglich zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen. Man zweifelt aber an dem Erfolge, denn Bugeaud hat einen sehr eigensinnigen Kopf.

Belgien. Auch hier hat eine Auflösung des Ministeriums stattgefunden. Der Minister Vandeweyer, welcher dem Lande in der kurzen Zeit seiner Amtirung so wesentliche Dienste geleistet, hat dem Andringen der Pfaffenpartei, welche am belgischen Hofe willig Gehör zu finden scheint, unterliegen müssen; er besteht auf seiner Entlassung, und seine Kollegen sind seinem Beispiele gefolgt.

Deutschland. Aus allen Theilen von Deutschland gehen Berichte ein über die am 18. Februar stattgefundene Feier des 300jährigen Todesstages Luther's. Fast in allen Städten ist das Andenken des großen Reformators auf eine angemessene und würdige Weise begangen worden, selbst in dem alten ehrwürdigen Nürnberg war jener Tag ein kirchlicher Festtag, und die sonst gegen die Protestanten nicht allzueundliche bairische Regierung hatte dazu durch ein eigenes Rescript die Erlaubniß erteilt. Nur in Kurhessen durfte der Todestag Luther's nicht begangen werden. (Was wird man nicht noch Alles von dort erfahren?) Am Glänzendsten wurde die Erinnerung an den großen Reformator in der alten Lutherstadt Wittenberg begangen, wohin sich nächst Lau-

senden von nah und fern auch der König von Preußen nebst mehren Prinzen, sowie eine Anzahl hoher Staatsbeamte von Berlin aus begeben hatte. Mehr als hundert Geistliche an der Spitze, bewegte sich der unabsehbare Festzug nach der alten ehrwürdigen Schloßkirche, welche kaum den zehnten Theil der Andringenden zu fassen vermochte. Hier schloß nach einer gehaltvollen Predigt ein an dem mit Kränzen geschmückten Grabsteine Luther's ausgeführter Gesang die kirchliche Feier. Abends versammelte sich die Menge auf dem Markte vor dem bekränzten Standbilde Luther's, und nachdem mit Posaunenbegleitung der Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ gesungen, hielt Dr. Heubner eine kräftige Rede, an deren Schlusse bengalische Flammen den Marktplatz erhellten und das Standbild des großen Reformators beleuchteten. Diese Feier des so seltenen Festes in der alten, an historischen Erinnerungen so reichen Stadt hat alle Theilnehmer auf das Höchste befriedigt.

Der protestantische Decan Abg. Bauer hat im Vereine mit dem Abg. Langgut in der bairischen Kammer einen energischen Antrag auf ständische Beschwerdeführung wegen verfassungswidriger Bedrückung der Protestanten gestellt. — Auch in Baiern waren, besonders auf Betrieb der katholischen Geistlichkeit, sogenannte Loyalitätsadressen, worin die in den Kammern erhobenen Beschwerden als nichtig dargestellt werden, zusammengebracht und an den König abgesandt worden. Sofort wurden jedoch auch gegentheilige Adressen vorbereitet und zahlreich unterschrieben; der König hat aber diesen Demonstrationen durch die Erklärung vorgebeugt, daß er fernerhin gar keine Adresse mehr annehmen werde, sie möge kommen, von welcher Seite sie wolle. — Die Kammer der Reichsräthe hat sich, wie die Abgeordnetenkammer, gegen nur vier Stimmen für öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren ausgesprochen. (Bair. Bl.)

Die hannoverschen Offiziere sind schlimm daran. In Folge einer neuerlichen königlichen Ordre soll kein Offizier vom Premierleutnant aufwärts sich verheirathen dürfen, wenn er nicht ein jährliches Einkommen von 800, 1000 und 1200 Thlr. nachweisen kann; auch dann nur soll höchstens ein Dritteltheil der Offiziere verheirathet sein. Dieser Befehl erregt natürlich große Unzufriedenheit, und mehren Offizieren, welche sich bereits verlobt, bleibt nichts übrig, als den Abschied zu nehmen, oder das Liebchen sitzen zu lassen. Dem Vernehmen nach wollen die hannoverschen Jungfrauen gegen dieses Ehelibatsgesetz protestiren.

Preußen. Ueber die große polnische Verschwörung im Großherzogthum Posen erfährt man jetzt genauere Einzelheiten. Die geheime Verbindung verbreitete sich hauptsächlich über den polnischen Adel; in der Form von Bällen fanden die Versammlungen der Mitglieder statt, und die letzteren schienen ihrer Sache so gewiß zu sein, daß sie trotz aller erhaltenen Warnungen, noch am 13. Februar eine solche Versammlung abhielten,

welcher 600 Verschworene beiwohnten. In dieser Zusammenkunft einigte man sich über folgenden furchtbaren Plan, welcher den 17. Februar zur Ausführung kommen sollte. An dem bezeichneten Tage sollte beim commandirenden General v. Colomb ein großer Ball sein, und die Polen hofften an diesem Abende, am leichtesten die von ihrem Befehlshaber entblößte Garnison zu überumpeln und sich zum Meister des Platzes zu machen; vier Unteroffiziere waren bestochen, um den Verschwörern die Thore der Festung zu öffnen. Das Offiziercorps der Garnison sollte niedergemetzelt, die gemeine Mannschaft aber durch Gift umgebracht werden, und es sollen zu diesem Zwecke in den Küchen der Kasernen und der übrigen militärischen Anstalten bereits die nöthigen Vorbereitungen getroffen worden sein. Die bereits in vier Regimenter mit den nöthigen Offizieren abgetheilten Verschwörer beabsichtigten dann den Aufstand über das platte Land zu verbreiten und ihrer Sache den Sieg zu verschaffen. Um Geldmittel zu erlangen, soll man endlich beabsichtigt haben, die reichen Deutschen und Juden zu berauben und bei etwaigem Widerstande zu ermorden. Diese scheußlichen Pläne wurden der Behörde noch in derselben Nacht bekannt, wo man sie gefaßt hatte, und es erfolgten hierauf die bereits vor acht Tagen erwähnten Verhaftungen. Die Truppenbewegungen dauern fort, und die getroffenen außerordentlichen Maßregeln zeigen deutlich genug, daß eine wirkliche Gefahr vorhanden war. Da nach der preussischen Wehrverfassung auch die Polen landwehrpflichtig und in den Waffen geübt sind, so würde allerdings ein Anschluß der mittleren und niederen Klassen polnischer Junge an die Sache der Verschwörer, worauf die adeligen Herren gerechnet haben mögen, da die polnische Nationalität als Feldgeschrei diente, von höchst bedenklichen Folgen gewesen sein. Das Volk scheint jedoch die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß es von dem Adel kein Heil zu erwarten habe, sondern daß es diesem bloß darum zu thun sei, das fremde Joch abzuschütteln, um dem Bürger und Bauer die eigene Herrschaft dann desto härter fuhlen zu lassen.

Die Berliner Nachrichten melden über das Posener Complot u. A.: „Charakteristisch ist es, daß bei der ganzen Sache sowohl hier als überhaupt im Großherzogthume, soweit man hört, kein einziger Deutschkatholik theilhaftig ist, diese alle vielmehr sich bis jetzt als treue Unterthanen gezeigt haben.“

In D r o s t e n (Westphalen), wo der Vater Gofler (s. Nr. 7) sein Wesen treibt, ist die Aufregung des fanatisirten Haufens so groß, daß die ruhigen Bewohner für ihr Eigenthum und Leben besorgt sind und der Stadtrath die gefeglichen Strafen für Auführer an den Straßen hat anschlagen lassen. Warum legt man dem betrügerischen Pfaffen, dessen Treiben selbst besonnene

katholische Geistliche laut in den Zeitungen mißbilligen, nicht das Handwerk?

Die Kölner Zeitung meldet aus Breslau die höheren Orts verfügte Absetzung von 13 dastigen Geistlichen, welche den bekannten Protest unterzeichnet haben. Der Stadtrath soll sich für dieselben verwendet haben, aber sehr ungnädig beschieden worden sein (?).

Die schon mehrfach erwähnten abgesetzten reformirten Geistlichen im Canton Waadt haben von dem König von Preußen ein Geschenk von 12,000 Francs erhalten.

Krakau. Die Revolte, welche im Großherzogthum Posen vorbereitet wurde, ist auf dem Gebiete der freien Stadt Krakau zum wirklichen Ausbruche gekommen. Bewaffnete Haufen sind in Jaworzno eingedrungen, haben die dort aufbewahrten Züchtlinge befreit und mehre Mordthaten begangen. Auch an anderen Orten haben sich tumultuirende Haufen gezeigt, die Krakauer Post wurde beraubt, und die Beamten des österreichischen Gränzzollamtes Babice mußten sich mit ihrer Kasse auf preussisches Gebiet flüchten. Sofort sind österreichische Truppen in den Freistaat eingerückt, und nächst einem in der Nähe liegenden preussischen Uhlanenregiment sind auch mehre Bataillone von Breslau aus auf der ober-schlesischen Eisenbahn dahin befördert worden.

Schloß Sylten*).

Eine Erzählung von William Fig-Berth.

I.

Das ängstliche Hin- und Wiederflattern des Federvolkes, — das Schillern und Pfeifen der Seemöve und des Reiher, — das Aufsteigen des schwarzen Gewölkes im weiten Umkreise hatten bereits seit mehren Stunden ein heftiges Gewitter erwarten lassen, und dieses war nun endlich wirklich, in später Nachmittagsstunde, und zwar mit außergewöhnlicher Wuth losgebrochen. Ein heftiger Orkan peitschte die Nordsee, daß die Wogen sich wie Berge erhoben, und mit weithin tönendem Gebrause an die Felsenufer anschlugen; schnell auf einander folgende Blitze durchkreuzten das dunkle Firmament; der Donner brüllte.

In einem kleinen, freundlichen Gemache des Schlosses Sylten befanden sich zwei Personen, welche seit geraumer Zeit der gradweisen Annäherung des Unwetters ihre Aufmerksamkeit gewidmet hatten. Diese waren der Eigenthümer des Schlosses, Baron Rehna, und seine Tochter Wilhelmine.

Der Baron schritt hastig auf und nieder, wie es wohl seine Gewohnheit war, und blieb nur zu Zeiten am Fenster stehen, um einen Blick hinaus in die düstere umwölkte Landschaft zu werfen; — Wilhelmine dagegen saß an eben diesem Fenster, das lockenumwallte Haupt in die feine, weiße

Hand gelehnt, und das tiefblaue Auge gar nicht abwendend von dem fürchterlich schönen Anblick eines Seesturmes.

Vater und Tochter sprachen nur wenig, als eben wieder eine ziemliche Pause das Fräulein mit dem Ausrufe unterbrach: „Sehen Sie, Vater, ein Schiff!“

Der Baron trat an's Fenster; er ergriff das Fernglas und schaute aufmerksam nach jener Gegend hin, welche ihm Wilhelmine bezeichnete.

„Du hast recht gesehen, Minna,“ sagte er endlich — „es ist eine kleine Brigg, und wenn mich das Glas nicht täuscht, so herrscht auf dem Berdecke große Unruhe und Verwirrung, entweder wegen Mangels an Leitung, oder weil Derjenige, welcher sie übernehmen soll, mit unserer Küste nicht bekannt ist.“

„Die armen Leute!“ seufzte Wilhelmine.

„Sie sind verloren! Sie treiben den Sandbänken zu!“ rief der Baron, und schnell verließ er das Zimmer. Die Tochter folgte ihm eben so schnell, dem gewöhnlichen Drange eines theilnehmenden Herzens nachgebend, sich dem Unglücke zu nähern, so weit es thunlich ist.

Als sie den Strand erreicht hatten, fanden sie hier bereits eine andere Person, welche wahrscheinlich aus ähnlichen Gefühlen zu dieser Stelle hingezogen worden war. Es war ein stämmiger, kräftiger Mann, etwas über der Mittelgröße, von etwa fünfzig Jahren, mit rauhen, aber nicht unfreundlichen Gesichtszügen, denen man es ansah, daß sie wohl manchem Sturme entgegengeblickt hatten. Sein Anzug war eigenthümlich und in seiner Zusammenstellung fast grotesk zu nennen. Er trug eine niedere Kappe mit breitem Schirme, ursprünglich von grauem Segeltuche, aber durch einen dichten Ueberzug von Theer in ihrer Farbe sehr unbestimmt, dagegen gut wasserprohhältig geworden. Sein unterer Mensch befand sich in einer weiten Schifferhose von grobem blauen Tuche, welche, stolz die Hilfe eines Trägers verachtend, nach ächter Matrosenart durch einen Leibgürtel eng um die Hüften zusammengeschnürt war; die Weste war aus ähnlichem Stoffe gearbeitet; über alles dieses trug er aber eine weite barchentene Jacke mit umfangreichen Taschen, bis nahe an die Kniee hinabfallend, wie dergleichen die Jagdliebhaber oder die Jäger von Profession gewöhnlich zu tragen pflegen, wozu er sich auch noch durch seine sonstige Ausrüstung, nämlich durch einen gewichtigen Schrot- und Pulversack und eine doppeläufige Bogelflinte qualificirte. Letztere trug er an einem Riemen von Zuchtenleder auf der Schulter, während er durch ein altes in Seehundleder gefaßtes Fernglas die Bewegungen der Brigg mit vieler Aufmerksamkeit beobachtete.

Durch die Darstellung des wirklich nicht zierlich ausgeschmückten Aeußeren unseres Mannes haben wir wohl schwerlich die Neugierde des Lesers, diesen näher kennen zu lernen, erweckt, und doch müssen wir, der Klarheit wegen, welcher wir je-

* Aus der Wiener Allgem. Theater-Zeitung.

derzeit in unseren Erzählungen nachstreben, noch Einiges von diesem Manne anführen.

Er hieß Klaus Mövenstorm und war ein alter Seemann, der sich durch 30 Jahre oder auch darüber in Krieg und Frieden mit den Wogen der Nordsee, des Welt- und indischen Meeres und noch manch anderen Gewässers abgebalgt hatte. Endlich, nachdem er es zur Würde eines Unterbootsmannes gebracht, aber dabei durch Wunden und zerschellte Knochen zum Seedienste ziemlich untauglich geworden war, glaubte der Admiral seinem alten Kameraden, — denn die Beiden hatten auf einem und demselben Schiff vor einigen und 30 Jahren ihre seemannische Laufbahn begonnen, — keinen besseren Freundschaftsdienst erweisen zu können, als wenn er ihn in eine Art Ruhestand versetze. Klaus stimmte dem ihm gemachten Vorschlage gerne bei und wurde somit wohlinstallirter Förster auf einer weitläufigen Besitzung, welche des Admirals Eigenthum war.

Diese, an des Barons Rehna Ländereien anstoßend, hatte für den alten Matrosen, nebst anderen Annehmlichkeiten, auch noch das Anziehende, daß deren Waldungen größtentheils längs der Nordsee hinverliefen und dadurch dem neugebackenen Waidmanne, bei den Obliegenheiten seines neuen Standes, zugleich den entzückenden Rückblick in eine unvergeßliche Vergangenheit gestatteten.

Klaus qualificirt sich ausgezeichnet für seine neue Bestimmung, entgegnete der Admiral jedem Einwurfe, der ihm der Wahl seines Försters wegen gemacht wurde. — Er ist ein guter Schütze, — ein braver Mann, — gewohnt, seine Tag- und Nachtwache strenge abzuhalten; was bedarf es mehr, um ein honetter Förster zu sein? Und Klaus rechtfertigte auch vollkommen seines alten Kameraden Ausspruch. In anderer Beziehung hatte dieser selbst wieder zu aufrichtiger Achtung für Seemanns-Borrechte und Seemanns-Gebräuche, um es seinem alten Kameraden zu verargen, wenn er sich nur schwer oder gar nicht zu manchen Gebräuchen der „Landratten“ verstand, und oft auf sonderbare und selbst barocke Weise den jungen Jäger und alten Matrosen in einer Person spielte.

Diesen Mann trafen also, wie gesagt, der Baron und seine Tochter bei ihrer Ankunft am Strande bereits vor ihnen angekommen, und dieser hatte auch schon ein so lebhaftes Interesse an den Bewegungen des Schiffes auf sturmgepeitschter See genommen, daß er die neuen Ankömmlinge kaum beachtete, sondern fortfuhr, im strengen Kommandotone, als ob er mitten auf dem Berdecke stände, seine Instruktionen in das Gebrüll des Donners und des Sturmes hinein zu rufen, wobei Zorn und Verdruß durchaus nicht fehlten, weil seine Anordnungen gar nicht befolgt wurden, was ihn denn endlich auch bestimmen mochte, die Brigg ihrem weiteren Schicksale zu überlassen.

Der Baron benützte die hierdurch eintretende Pause, indem er dem Forstmanne mit der Frage

näher trat: „Nun, Herr Mövenstorm, was halten Sie von jenem Schiffe?“

„Was ich von dem Schiffe halte?“ erwiderte der Gefragte, während er wie zur Begrüßung den Schirm seiner betheerten Kappe leicht hin mit der linken Hand berührte, „hm! daß es fremdartig gebaut ist, und ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich es einen Holländer nenne; aber den Kapitän, oder wer sonst die Brigg befehligt, halte ich für einen Schlingel oder überhaupt für einen Kerl, der das Kompaßhäuschen nicht von einem Bootshaken zu unterscheiden weiß.“

Dieses Urtheil brummte der erfahrene Matrose mit tiefen Gurgeltönen halblaut vor sich hin, und wieder wandte er nun seine Beobachtung der Brigg zu und wieder erwachte der alte Seemann in ihm, so, daß er sich abermals nicht enthalten konnte, seine Ordres zu rufen, obwohl nicht eine derselben, selbst nicht auf den vierten Theil der wirklichen Entfernung des Schiffes vom Geslade bei solchem wüthenden Drkane hätte vernommen werden können.

„Das Steuerruder unter dem Winde!“ brüllte er, „nieder damit! — so, so ist es recht — nein — das Wenden versagt, und weil es so ist, so sitzt die schöne Brigg fest, so gewiß ich Klaus heiße — schade um das schöne Takelwerk!“

Und wie er gesagt, so war es auch erfolgt. Der Steuermann hatte wahrscheinlich die Gefahr, hier zwischen Sandbänke zu gerathen, erkannt, und war bemüht gewesen, umzulegen, aber es war zu spät, und die Brigg saß fest auf einer Sandbank, der Willkühr der Wellen preisgegeben, welche nun mit einer unbegreiflichen Wuth darüber hereinzubrechen schienen, und mit der ganzen Wucht ihrer Gewalt Bord und Berdeck überwälzten.

Die gefährliche Lage, in welcher sich Jene auf dem Schiffe befanden, war augenscheinlich, und Wilhelmine stieß einen Schrei des Schreckens und der Angst aus, während sich ihr Vater mit denselben Gefühlen an den Förster wandte. „Es wird wohl in Kurzem wieder flott werden, Herr Mövenstorm, nicht wahr?“ fragte er besorgt.

„Sein Bauholz gewiß,“ erwiderte dieser, „doch die Brigg hat ihre letzte Fahrt gemacht.“

„Und die Leute auf dem Schiff?“ rief Wilhelmine erschrocken, „sie werden sich doch retten können mittels der Boote?“

„Das lange Boot,“ erwiderte Klaus, „ist über Bord gespült worden, wie mir mein Glas hier zeigt, und die Felle hält sich nicht bei solcher See.“

„Aber das Schiff ist doch nicht so weit vom Strande entfernt? sie werden diesen wohl erreichen?“ tröstete der Baron.

„Ja!“ war die Antwort, „wenn sie mit den Meerquappen um die Wette schwimmen können.“

„Das Wasser scheint hier feicht,“ meinte der Baron.

„Vier Faden tief und somit genügend zum Ertrinken“, antwortete der alte Matrose. In demselben Augenblicke wurde auf der Brigg eine

Kanone gelöst, und Klaus beantwortete instinkartig das Nothsignal durch die Abfeuerung des einen Laufes seiner Bogelflinte, welche er hastig von der Achsel gerissen hatte; aber eben so schnell warf er nun auch seinen Jagdrock ab, und die Kappe fest in die Stirn drückend, rannte er in hastiger Eile längst des Gestades hin. Er wußte hier hinter einem Vorsprunge ein Boot, und als er an dasselbe kam, traf er eben auch dessen Eigenthümer, welcher gekommen war, um sich von der Sicherung seines Fahrzeuges zu überzeugen.

„Komm, Willi!“ rief der gewesene Unterbootsmann dem Fischer zu, „es giebt zu retten, und da darfst Du und da darf ich nicht lange überlegen.“

Der ehrliche Fischer, welcher wohl kein besonderer Freund einer unruhigen See sein mochte, zog ein bedenkliches Gesicht; aber Klaus war bereits in die Barke gesprungen und hatte sie durch die erfolgreichste Methode, nämlich durch die Abhackung des Eises, von ihrem Anker befreit.

„Komm, Willi, überlege nicht lange!“ rief er noch ein Mal in drängendem Kommandotone, und bald darauf stieß die kleine, schmale Barke unter raschem Eingreifen zweier Ruder, von kräftigen Männerarmen geführt, vom Lande ab.

Mit dem größten Interesse beobachteten die am Gestade Zurückgebliebenen die Bemühungen der beiden Männer, welche sich mit den hochgehenden Wellen tüchtig abzubalgen hatten. Bald war das Boot hoch auf dem Kamme einer schäumenden Woge zu sehen, bald war es wieder vor ihren Blicken begraben in dem tiefen schwarzen Abgrunde, aus welchem sich zu erheben den Zuschauern beinahe unmöglich schien; endlich verschwand es ihren Blicken gänzlich, denn die Schatten der Nacht hatten sich bereits über die schäumende See ausgebreitet.

Ein beträchtlicher Zeitraum verstrich, während dessen der Baron und seine Tochter in ungewissem Zweifel über das Schicksal des Bootes am Strande verblieben. Vergebens strengten sie ihre Sehkräft an, dasselbe, wie sie hofften, mit einem Theile der Schiffsmannschaft wiederkehren zu sehen; lange blieb ihre Hoffnung vereitelt, doch endlich, als sie schon dessen Untergang durch einzelne ausgestoßene Worte und Seufzer beklagten, erschien ihnen in grauer Nacht ein dunkler Gegenstand, welcher nun schnell näher kam und sich ihnen als das bereits verloren Geglaubte zu erkennen gab; aber wieder waren nur Klaus und Willi auf demselben.

„Ist das Schiff gesunken?“ rief der Baron den Wiederkehrenden entgegen.

„Die Brigg sitzt fest und hält sich wohl noch ein paar Stunden,“ erwiderte kurzweg der alte Matrose; „doch treten Sie zur Seite, Herr Baron, daß ich diesem Stamme beikommen kann.“

Er und Willi sprangen nun aus dem Boote, welches sie schnell befestigten, dann aber schleppeten sie aus selbigem ein gewichtiges Tauwerk her-

vor und dem bezeichneten Baume zu. Mit gewandter Hand schlang hier der alte Matrose das mitgenommene Ende des Schlepptaues um die in fester Erde wurzelnde Eiche, und in guter Spannung lief nun das starke Seil in die finstere Nacht hinaus, dem Bracke zu, wo dessen anderes Ende befestigt war. Ohne Säumen ergriff nun Klaus seine früher bei Seite gelegte Flinte und die Abfeuerung des zweiten Laufes derselben benachrichtigte Jene auf der Brigg von der Vollendung des Manövers, welches dem alten Seemann auf eine bewundernswürdige Weise gelungen war. — Es war nun bald eine schwebende Bewegung des gespannten Taus zu bemerken, und bald tauchte aus finsterner Nacht eine menschliche Gestalt auf, welche näher und näher kam, sich mit Händen und Füßen auf dem Seile forthelfend und endlich mit einem Freudenruf auf das feste Land sprang. Auf solche Weise benützte Einer nach dem Anderen des Schiffsvolkes diese zwischen dem Gestade und dem Bracke hergestellte Communication, um sein Leben zu retten, welches ohne die sinnreiche Erfindung des wackeren Klaus jedenfalls in großer Gefahr geschwebt hätte. Der letzte der Matrosen jedoch brachte die traurige Nachricht mit, daß der fremde Reisende, welcher noch auf der Brigg zurückgeblieben, kaum von dem Mittel, aus der Gefahr zu entkommen, Gebrauch machen werde, da er einerseits durchaus nicht wie die Seeleute an das Beklettern der Tawe gewöhnt sei, andererseits aber sich auch noch von einem heftigen Anfalle der Seekrankheit sehr geschwächt fühle.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht eines Römings über den letzten Besuch Ronge's in Dresden.

Man kann die ultramontane Partei und ihre Wortführer nicht besser charakterisiren, als wenn man die ergötzlichen Historien, welche sie den frommen Gläubigen als Wahrheit aufstischt, dem allgemeinen Urtheile preisgiebt. Die Schimpfblätter jener im Finstern schleichenden Partei geben dazu fast täglich Stoff genug, allein derselbe streift meist zu sehr an das Gemeine und Niedrige, als daß es den anständigen Leser nicht anekeln sollte, jenen Ausfällen, wenn auch nur als Curiositäten, einige Aufmerksamkeit zu widmen. Die nachfolgende Schilderung hält sich zwar von jenen krassen Gemeinheiten fern, reiht sich aber in Bezug auf ihre Unverschämtheit und Lügenhaftigkeit den früheren Ausfällen gegen die deutschkatholische Kirche würdig an, und da die Leser d. Bl. größtentheils Zeuge gewesen sind von der letzten Anwesenheit Ronge's in Dresden, ihnen auch der ehrenwerthe Character der in Nachfolgendem erwähnten Männer hinreichend bekannt ist, so wird folgender scandaloße Bericht viel Ergötzliches für sie haben. Er steht in den von Philipp's und Görres in München herausgegebenen „historisch-politischen Blättern“ 38 Hest 1846, ist angeblich von

einem Durchreisenden geschrieben und lautet, wie folgt:

Von Weimar zog Ronge nach Dresden. Ueber sein dortiges Auftreten schreibt uns ein Augenzeuge Folgendes:

Ronge selbst war endlich erschienen, nachdem man schon lange vorher die Erwartung auf jede Weise möglichst gespannt hatte. Dennoch wurde bei seiner Ankunft kein Aufsehn bemerkt; von einem festlichen Empfange war nirgend die Rede. Noch denselben Abend erschien er im Theater; ich saß hart hinter ihm, so daß ich ihn genau beobachten konnte. Er trägt die Haare in Locken, sorgfältig gescheitelt, einen sehr cultivirten Bart und beide Hände voll Ringe. Der Ausdruck seines Gesichts ist unfreundlich und durch eine gewisse Bewegung in den Backen unangenehm. Sobald er erkannt wurde, entstand eine kleine Regung von Neugierde, eine Frau hinter mir schimpfte ziemlich vernehmlich. Rechts und links von ihm saßen sein Bruder und der Wirth zum Hôtel de Saxe mit triumphirenden und herausfordernden Mienen. Aber Alles ging ruhig vor sich, der Zauber der Neuheit war augenscheinlich schon gebrochen, und unbemerkt, wie er gekommen, ging Ronge mit seinen Begleitern wieder fort. Den folgenden Tag lud der Wirth Gerstkamp, ein Hauptgönner der neuen Religion, zur table d'hôte in sein Haus, ihn nebst den anderen Führern und Freunden der Secte. Dabei hatte er auf den Zusammenfluß von Neugierigen gerechnet, denn er befahl, die sonst geschlossenen Vorhänge zu öffnen. Allein nicht eine neugierige Seele wollte am Fenster erscheinen, und anwesende Russen höhnten den Gastgeber wegen der getäuschten Hoffnung aus. Während des Mahles sprach Ronge nichts, und machte sich nur durch seine selbstgefällig um sich blickende Eitelkeit und die Zärtlichkeit, womit er sein Bärtchen streichelte, bemerkbar. Der folgende Sonntag war zu einer großen Demonstration bestimmt. Früh begiebt sich Ronge trotz des ziemlich kalten Tages in einer offenen Kalesche, von einem Frauenzimmer begleitet, in den Versammlungssaal der Secte; etwa zehn bis zwölf Knaben und Mädchen liefen (ob zu diesem Zwecke gemiethet, oder freiwillig, kann ich nicht entscheiden) hinter dem Wagen her, und einige Personen blieben stehen; sonst war nicht die mindeste Theilnahme. Im Hofe des Hauses, wo sich die Dissidentenkapelle befindet, war aber eine Musikbande aufgestellt; durch dieses Mittel war dort allerdings Aufsehn erregt und eine größere Volksmenge zusammengezogen; auch der Saal selbst war gedrängt voll. Hier wurde das Kind des Stenographen Wigard, dessen Taufe schon seit 14 Tagen für dieses Fest aufgespart wurde, getauft, und Ronge hielt eine Rede. Für die besondere Gelegenheit wurde ein Lied zum Lobe Ronge's gesungen, in welchem die obligaten Flüche gegen „die Hierophanten“ und „des Romes feile Knechte“ nicht fehlen durften. Nachmittags war großes Fest-

gelage im Hôtel de Saxe, bei welchem sich die Reformatoren an Champagner und Berliner Spathel stärkten. Beim Diner soll Ronge gesprochen und gegen die Anschuldigung des politischen Radikalismus protestirt haben. Natürlich löste sich die Gesellschaft in jenem Zustande auf, der diesen Reformationsgelagen gewöhnlich zu folgen pflegt. Das waren die Vorgänge, so lange ich zugleich mit Ronge in Dresden verweilte. Den folgenden Tag reiste ich ab, und wie ich hörte, soll auch Ronge bald darauf die Stadt verlassen haben. Man hatte ihm, wie es heißt, den höflichen Wunsch ausgedrückt, zur Vermeidung unruhiger Auftritte seinen Stab weiter zu setzen.

Wenn Sie mich fragen, welchen Eindruck der Reformator auf mich gemacht hat, so muß ich offen bekennen: den eines unruhigen beschränkten, eiteln Tropfes, der das ungeheuerere Glück hatte, zur rechten Zeit den Funken in das Stroh einiger Köpfe zu werfen. Er ist zu einer Berühmtheit in dieser Bewegung gekommen, die er sich niemals hätte träumen lassen, und die er mit demselben Behagen einschürft, wie den Champagner, den ihm seine Freunde vorsehen. Aus sich und durch sich vermag dieser Mensch nichts; er ist nur der Lappen, den eine Partei als Signal aussteckt. Genug von ihm!

Eine Hauptstütze der Sache ist ein gewisser Gerstkamp, Wirth in Dresden, ehemals Kellner im Schwan zu Wien, dessen Unterstützung an Geld und Champagner der Sache der Dissidenten genützt, ihm selbst aber schon jetzt den Wunsch nahe gerückt haben soll, sein Gasthaus los zu werden. Die geistigen Potenzen dieser Bewegung sind der bekannte Theaterbilleteur R. Blum in Leipzig und Wigard, Stenograph in Dresden.

(Schluß folgt.)

Die Loyalitätsadressen.

Es war eine recht bequeme Gewohnheit der Anhänger des Mittelalterlichen und der Ruhe um jeden Preis, zu sagen: ja die Opposition hat die gesammte Presse in Beschlag genommen, sie schreit es den Leuten in die Ohren, was sie denken sollen, Gedanken, denen doch ihr Herz fremd ist; die Presse und einige Advokaten ohne Praxis fabriciren die Petitionen, mit denen der Landtag bestürmt wird. Wir sagen, es war dieß die Gewohnheit, denn heut hat man sie aufgegeben, man ist sehr, sehr thätig geworden, die Liberalen zu bekämpfen, man glaubt sogar, sie mit denselben Waffen, auf denselben Wegen zu bekämpfen. Der liberalen Presse hat man das „Sächsische Volksblatt“ entgegengestellt, und dieß brambarbirt auch gewaltig, aber wir fragen billig: warum wird es nur auf dem platten Lande vertheilt und nicht in den Städten? Wo ist hier der öffentliche Ort, wo man durch dasselbe eine Anschauung der gegenwärtigen Lage des Landes „von der Warte des göttlichen Wortes“ gewinnen könnte? Wir kennen keinen. Sollen wir allein verstoßen sein

des

bei so viel verschleuderten Gnadenmitteln?! Der Ritter „Bayard“ ist vollends unsichtbar, was in dessen weniger Schuld des Herausgebers als des undankbaren, geizigen Publikums sein mag. Das ganze Land hat Petitionen an die Stände eingeschickt, es hat eingestanden, daß es mit Manchem nicht zufrieden sei, ja daß es aufgeregt gewesen sei, wohl noch sei. Es soll aber keine Aufregung im Lande sein, in der ersten Kammer hat man sie wiederholt geläugnet, und so muß auch der Beweis für ihr Nichtvorhandensein geliefert werden. Wir haben denn auch seit der Adressfrage eine Reihe von Gegenadressen übergeben sehen, in denen die Unterzeichner erklärten, von irgend einer Aufregung nichts zu wissen. Es ist aber damit viel Unheil geschehen. Von der ersten bis auf die jüngsten haben sie alle Widerspruch erfahren. Die Worte, welche der Abgeordnete v. Thielau als Ausdruck der Lausitz (mit Ausnahme der Städte) zu Sr. Maj. sprach, wurden vom Abg. Hensel aus Bernstadt angegriffen (Mittelteil. II. 1403) als „das constitutionelle Princip verwischend;“ die Adresse des Oberstleutnant v. Tannhof aus Grimma ist im Geheimen von Auserwählten unterzeichnet worden, und die Bewohner Grimmas beschwerten sich über diese ihnen unbegreifliche Geheimthuerei, die Adresse des Ablösungscommissars H. im 1. bäuerlichen Wahlbezirke ruft eine förmliche Gegenerklärung des Stellvertreters des 1. bäuerlichen Bezirks, Pusch, und eines früheren Abgeordneten Schlegel hervor, der sich die Gemeindevorstände von 61 Dorfschaften der Umgegend anschließen (Ameise Nr. 8.), indem sie einerseits das „Treiben der Herren Dekonomie-Commissare in ihrer Gegend in's rechte Licht setzen wollen, andererseits aber den Vertretern ihres Standes es überlassen, die Gefühle des Dankes für den König, in Gemeinschaft mit allen treuen Sachsen und im Angesicht des ganzen Landes, an den Stufen des Thrones niederzulegen.“ Eine andere Adresse des Advokaten Sulzberger in Wurzen findet in der dortigen Gegend gleichfalls den entschiedensten Widerspruch, noch eine, die in Neustadt bei Stolpen Wunder wirken sollte, fand gar keine Unterschriften und wurde endlich gar auf dem Rathhause ausgelegt; die der 15 Landschöppen aus der Rochlitzer Gegend endlich hat kürzlich eine Protestation vieler dortiger Gemeinden in der II. Kammer zur Folge gehabt. Diese sagen ausdrücklich in ihrer Eingabe: obgleich sie Angehörige der Amtslandschaft Rochlitz seien, hätten sie doch weder vom Inhalte der Adresse noch von deren Abgange etwas erfahren. Da sie nun mit Mehrem, was in dieser, inzwischen im Rochlitzer Wochenblatte veröffentlichten Adresse gedußert worden, und namentlich mit der Stelle nicht einverstanden seien: „Wie wir in der angeblichen Aufregung und Unzufriedenheit im Lande nur ein leeres Phantom erblicken,“ so sandten sie sich bewogen, durch mehre Bitten der Kammer zu erkennen zu geben, wie auch die Bewohner des platten Landes für die großen Zeitfragen mit lebendiger Theil-

nahme erfüllt seien. — Nun in der That, da kann man doch sagen, die Herren haben an das Volk appellirt, und das Volk hat ihnen geantwortet. Der Ebbauer Postillon, der Herold und das Rochlitzer Wochenblatt erzählen sehr ausführlich, wie diese Adressen zu Stände gekommen sind, ja man bedauert sogar zwei in diesen Bestrebungen todtgerittene Pferde — und doch, was haben sie erreicht? Das wäre eine akademische Preisfrage.

Etwas über leichte Ducaten.

Kürzlich wurde in der Leipziger Zeitung in einem Artikel aus Coblenz bittere Klage darüber geführt, daß sowohl in dieser Stadt, als in den ganzen preussischen Rhein-Provinzen viele leichte Ducaten im Umlaufe wären, zu deren Annahme, weit über den realen Werth, Handel- und Gewerbetreibende moralisch gezwungen würden. Glücklicherweise wurde die letztere Classe dagegen im Königreiche Sachsen gepriesen, „da sie durch Gesetze gegen diesen Wucher geschützt sei.“

Wahr ist es, daß in unserem Lande Gesetze gegen diesen Mißbrauch gegeben worden sind, eben so wahr ist es aber auch, daß diesen Gesetzen nicht die mindeste Achtung verschafft wird; denn schwerlich möchte es eine Provinz in Deutschland, von gleicher Größe wie Sachsen, geben, wo mehr Gold und namentlich leichte Ducaten im Umlaufe wären, als gerade in letzterem Lande. Nachdem, was bei der ungeheueren Concurrenz überaus leicht wird, von den Handel- und Gewerbetreibenden Alles auf's Billigste bedungen worden ist, erfolgt die Bezahlung, nicht etwa immer sogleich, sondern nach langem Zeitraume und mehrmaligem Mahnen und Bitten in leichten Ducaten, die dem Creditor nicht unter $\frac{3}{4}$ Thlr angerechnet werden. Verweigert derselbe die Annahme zu so hohem Cours, oder will er, namentlich wenn die Zahlung in Privatwohnungen erfolgt, die zu empfangenden Stücke in Betreff des Gewichtes prüfen, so kann er nur sichere Rechnung darauf machen, daß, angeblich wegen Mangels an anderen Geldsorten, die Zahlung zurückgezogen und ein späterer Termin anberaumt wird, in welchem sich die erste Proceßur nur wiederholt. Wehe dem Armen, wenn er nicht die Zahlung ohne Widerrede annimmt, er würde nicht nur die Kundschaft des Bucherers, die zu verschmerzen wäre, verlieren, sondern auch durch üble Nachrede, in der ihm Uebertheuerung, schlechte Arbeit u. s. w. Schuld gegeben wird, die sehr vieler anderer Kunden einbüßen. Man wende hier nicht ein, daß Handel- und Gewerbetreibende sich durch höhere Preise für solchen Verlust an Geldsorten entschädigen, es würde ein solcher Einwand nur die Unkenntniß des Einwendenden verrathen, der nicht begreift, daß eine unverhältnißmäßige Concurrenz eine Erhöhung der Preise von selbst unmöglich macht.

In dem Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen, 17. Stück vom Jahre 1841 heißt es wörtlich:

§. 1. Für verbotene Münzen, denen der Umlauf in hiesigen Landen gänzlich untersagt ist, werden andurch erklärt:

- a.) alle Münzen, die durch Beschneiden, Abfeilen oder sonstige dahin abzweckende Manipulationen in ihrem Werthe verringert sind, insbesondere
- b.) die weniger als 65 As wiegenden, folglich das Passirgewicht nicht erreichenden Ducaten.

Unter den im gewerblichen Verkehr umlaufenden Ducaten sind unter 100 Stück mindestens 60 Stück, welche nicht 65 As wiegen und aus moralischem Zwang doch à 3½ Thlr. in Zahlung angenommen werden müssen.

Soll der Empfänger denunciren? Kann er es, ohne seine gewerbliche Existenz auf's Spiel zu setzen?

Ferner heißt es in demselben Gesetzblatte:

§. 3. Denen, die im Besitze verbotener Münzen sind, wird gestattet, sich derselben, entweder durch Ablieferung an die hiesige Münzstätte, welche dafür den dießfalligen Metallwerth vergüten wird, oder im Wege des Geldwechselsverkehrs zu entledigen, doch leidet auf letzteren das Verbot der Wiederausgabe solcher Münzen als Zahlungsmittel ebenfalls unbedingte Anwendung.

Diesem Verbote wird stündlich entgegengehandelt, und hier ist Abhülfe möglich. Hier bedarf es keiner Denunciation durch Privatpersonen, den polizeilichen Maßregeln stehen dabei Wege genug offen. Zu welchem Gebrauche kann ein Mensch leichte Goldsorten einwechseln? ein Rechtlicher wird nie dergleichen suchen, sondern nur der Wucherer. Dankbar wird jeder Rechtliche die im Gesetz vom 22. Juli 1840 angedrohten Strafen, wenn sie unabsichtlich erfolgen, anerkennen.

Der §. 8. im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen Nr. 17 vom Jahre 1841: „es bleibt vorbehalten, auch wegen der Goldmünzen die Innehaltung einer äußersten Werthsgrenze im gemeinen Verkehr durch Verordnung festzustellen.“

würde der Erfüllung der vorläufigen Zusicherung jetzt recht sehr bedürfen.

Kleine Mittheilungen.

* Der Stadtgerichtsassessor Abendroth in Pirna, ein Mann, der durch sein gemeinnütziges Wirken bereits rühmlichst bekannt ist, hat kürzlich ein so zeitgemäßes und nachahmungswerthes Unternehmen in's Leben gerufen, daß wir uns gedrungen fühlen, darauf aufmerksam zu machen und dasselbe Gleichgesinnten zur Berücksichtigung dringend zu empfehlen. Derselbe beabsichtigt nämlich, öffentliche Vorträge abzuhalten, welche die Förderung der vaterländischen populären Gesetz- und Rechtskunde zum Ziele haben, und deshalb und ganz besonders für den mittleren Bürgerstand berechnet

sind. Nicht allein der Umstand, daß Jeder tagtäglich in den mannichfachen Rechtsverhältnissen lebt und verkehrt und daher die Grenzen, die seinem Recht wie seiner Pflicht vom Gesetz gezogen, wenigstens einigermaßen kennen muß, hat dem Assessor Abendroth diese gewiß fruchtbare Idee eingegeben, sondern er hat eine besondere Anregung zu seiner Schöpfung in den Anforderungen gefunden, welche gegenwärtig der Staat, vermöge der Entwicklung des öffentlichen Lebens, welche sichtlich immer mehr vorwärts schreitet, an jeden seiner Bürger macht und zu machen berechtigt ist. Die öffentlichen Ehrenämter, welche wir nächstens wieder um Eins — das des Friedensrichters — vermehrt sehen werden, legen Denen, welche sie mit Segen verwalten wollen, vor Allem die Verpflichtung auf, sich mit den bestehenden Rechts- und Verwaltungsverhältnissen einigermaßen vertraut und, wenn auch nicht den Buchstaben, doch den Geist der vaterländischen Gesetzgebung sich zu eigen zu machen. Wenn wir zu diesen Gründen, welche den Assessor Abendroth geleitet haben, noch hinzunehmen, daß die immer noch mangelhafte Bekanntmachung unserer nicht für Jeden leserlichen Gesetze und Verordnungen, ferner der übergroße Eifer manches Sachwalters, zu Diensten zu sein, wo seine Dienste ganz überflüssig, sowie die Geheimkrämerei mancher Juristen, welche um Belehrung angegangen werden, endlich das unverkennbare Bestreben des Volkskernes nach politischer Mündigkeit und dessen Verlangen nach öffentlichem und mündlichem Rechtsverfahren, daß dieß Alles öffentliche Rechtsbelehrung des Bürgers und Landmanns als ein dringendes Zeitbedürfnis erscheinen läßt, so wird unser Wunsch gerechtfertigt sein, daß Abendroth's Unternehmen fröhlich gedeihen und anderwärts zur Nachahmung auffordern möge!

A. H.

* Der für die Steuerpflichtigen der Stadt Dresden höchst wichtige Vergleich in Betreff des vom Staate zu leistenden Beitrags zur städtischen Armenversorgung ist nun durch den Fiscus, den Stadtrath und die Stadtverordneten förmlich abgeschlossen und vollzogen worden.

* Nächst dem täglichen Augenscheine mag Folgendes als Beleg für den auf unserer Eisbrücke herrschenden Verkehr sprechen. Der hiesige Droschkenverein beabsichtigte den Brückenzoll, welchen jetzt die Fahrgäste zahlen, durch Fixirung zu beseitigen und ihn wo möglich unter sich aufzubringen, um dadurch eine größere Frequenz zu erzielen. Es wurden demnach officielle Erörterungen angestellt, und dabei ergab sich, daß während 8 Tagen nicht weniger als 3262 besetzte Droschken die Brücke befahren und dafür einen Zoll von 108 Thlr. 22 Ngr. entrichtet haben. Daß der Droschkenverein unter diesen Umständen auf seinen Plan verzichten muß, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Postversendung: Aufgeb. d. 27. Febr. Vorm. 8 Uhr.

Neustadt-Dresden, gedruckt und zu finden in der G. Heinrich'schen Buchdruckerei. Hierzu als Beilage: „Der Dampfwagen“ Nr. 9. und „Buch- und Kunstanzeiger“ Nr. 2.